Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 14 (1918)
Heft: 2-3

Buchbesprechung: Landes- und Volkskunde des Lötschentales [Hedwig Anneler]
Autor: G.G. / Anneler, Hedwig

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

trockenen Titel der ausgestellten Drucke, sondern bei allen wichtigeren Werken auch noch knappe, aber inhaltsreiche Erläuterungen enthält. Dreizehn Faksimile von Titelblättern seltener Drucke verleihen dem Führer bleibenden Wert. Möge das schmucke Büchlein, für das der in Anbetracht der reichen Ausstattung bescheidene Preis von Fr. 2.— angesetzt ist, der Ausstellung recht viele Besucher zuführen.

Th. de Quervain.

Das Prachtwerk Lœtschen.

Lötschen, das ist: Landes- und Volkskunde des Lötschentales. Text von **Dr. phil. Hedwig Anneler,** Bilder von **Kunstmaler Karl Anneler.** Akademische Buchhandlung von Max Drechsel. Bern 1918.

360 Seiten Gross-Quart, 200 Abbildungen, darunter mehr als 30 ganzseitige Abbildungen im Text nach Federzeichnungen, ferner als Kunstbeilage die Wiedergabe zweier Gemälde (Trachtenbilder) als Vierfarbendrucke, prächtiges zweifarbiges Titelblatt und als Beilage eine Karte des Lötschentales. 26 Lieder, meist mit Noten, 99 Gedichte und Sprüche, sowie 226 Sagen sind verschwenderisch über das Ganze hingestreut.

* * *

Ein Prachtswerk, ein „Standard-Werk", ein vorbildliches Musterwerk liegt hier vor uns, das in höchstem Masse verdient, dass wir eingehend auf dasselbe hinweisen.

Der Historiker wie der Geograph, der Laie wie der Gelehrte und der Künstler werden dieses Buch mit hohem Genuss zur Hand nehmen. Es reden hier zwei Menschen zu uns, Dr. phil. Hedwig Anneler und Kunstmaler Anneler, denen das Lötschental zur zweiten Heimat geworden ist, zwei Menschen, die ganz besonders berufen sind, dessen Geschichte zu schreiben, uns mit Land und Leuten, Leben und Treiben bekannt zu machen.

Kunstmaler Anneler hat zum Werke vorzügliche Bilder beigesteuert, die den Wert des Ganzen noch erhöhen.

Der Text selbst ist famos, flott und flüssig geschrieben, und wir haben hier eine mustergültige, vorbildliche Art der volkskundlichen Beschreibung unseres Schweizerlandes vor uns.

Dem Verleger, dem leider allzu früh verstorbenen Herrn Max Drechsel und seinem Nachfolger, Herrn Paul Haupt, sehen wir uns zu grossem Dank verpflichtet, dass er die gewaltigen Kosten der Herausgabe nicht scheute, um ein Prachtwerk zu ermöglichen, das wir jedermann aufs wärmste empfehlen können.

Kein Wunder, dass das vorzügliche Werk von der Presse aller Richtungen glänzend besprochen wurde und dass Gelehrte und Künstler das Erscheinen dieses famosen Buches mit höchstem Lob bedacht haben.

Im Nachstehenden geben wir mit Erlaubnis des Verlegers eine kleine, bescheidene Auswahl von Text und Bildern. Gleich die anmutig geschriebene Einleitung gibt uns einen famosen Begriff von der flotten Schreibweise und zeigt uns die Liebe der Geschwister Anneler für das schöne „Lötschen".

Dr. G. Gr.

* * *

Ein paar Jahre schon hatte mein Bruder in Lötschen gelebt, als es mir endlich möglich wurde, seine neue Heimat zu besuchen. Es war im November 1912.

Durch trübes Land fuhr der Zug, durch die nebelerfüllten Weiten des Rhonetals.

„Gampel!" klang es endlich verdrossen. — Wo ist denn nun das Lötschental? Ist es wirklich dieser finstere Graben?

Hinein ging es, steil empor in die Enge. Es versank die Weite; es versanken die Nebel; es versanken die Bilder menschenvoller Hörsäle und alter Schriften. Aus dem Abgrund brauste der Gesang der Lonza. Flocken schwebten hernieder.

Wir schritten hinauf in den Winter, hinein in die Nacht. Fast drei Stunden Weges, und keine Menschenseele.

Da, aus dem Dunkel, eine Brücke hoch über uns, und am Fusse des Pfeilers Gerede, Geschrei, ein händeverwerfender Italiener, ein Maultier mit einem Schlitten, unserm Schlitten: ein Holzschlitten mit zu Hörnern gebogenen Kufen, einer umgestülpten Kiste als Sitzplatz und einem Kistchen als Fussbehälter und Kutscherbock. Der Fuhrmann — der erste Lötscher, ein flinker Bursche mit kühnem Gesicht.

Aufwärts zieht das Maultier.

Anfangs heben sich ein paar Hauswände am Wegrand, ein Pochen klingt, wie von Maschinen. Dann sind die Menschen verlassen.

Nichts mehr ringsum als Flockentanz vor tiefer Finsternis, das Rauschen eines verborgenen Wassers, abgebrochene Worte her und hin. Die Kälte krallt sich in die Füsse und frisst sich langsam empor. Versunken sind Welt und Zeit.

Plötzlich ein paar Balkenwände im Lichtkreis, — — und schon wiederum Nachteinsamkeit. Wieder ein paar stille Wände. Wieder sind sie verschwunden.

Rauchgeruch schwillt heran, eine Wärmequelle. In der Nacht sitzen rote Fünkchen.

Unser Lichtschein huscht hin über Hauswände. „Das ist Ferden.“

Der Rauchgeruch bleibt zurück. Nichts mehr vor der Nacht ringsum als das Gewimmel der kalten Flocken.

Lautlos gleitet der Schlitten. Lautlos eilen unsre Schatten in die schwarze Tiefe.

Wiederum Rauchgeruch, Wärme und zitternde Lichtfünkchen. „Kippel! und hier ist das Gasthaus.“

Mit steifen Füssen eine Steintreppe hinan und hinein ins Helle, ins Warme.

Struppige Männer sitzen ringsum, ihre Augen überschattet von wilden Hüten, rufen, kommen herbei, schütteln hart meine Hand, reden in seltsamem Tone seltsame Worte . . .

Auf einmal dringt Glockenklang von aussen herein, in dumpfem, langem Dröhnen. Und die düsteren Gesellen nehmen ab die wilden Hüte, falten die Hände. Aus dunklem

Gemurmel erklingt der Name Mariens. — Wie hell die Lampe jetzt leuchtet! Welche Wärme jetzt aus dem Ofen quillt!

Doch wieder hinaus in die stöbernde Nacht. Langsam trottet das Maultier voran. Wieder schleicht die Kälte heran, näher, näher bis in die Gedanken.

Zwischen Häusern presst sich mit einem Male der Weg. Ein Fenster klirrt.

„Das ist Wilerdorf.“

Schnell wieder dehnt sich die Finsternis. — „Hü Fritz!“ — Dann wieder Totenstille. „Hü Fritz!“ Sausend bergab schiesst der Schlitten. Langsam, langsam wieder bergauf. Hui! wieder hinab. Ein Halt. Und langsam hinauf.

In der Ferne ein Licht.

Näher kommt es. Ein beschneiter, breithutiger Kopf, ein Ruf, — und die Kiste ist weggeschleudert, erfasst vom Horn eines Schlittens. — Geruf her und Geruf hin. — Aufrecht wiederum steht der Schlittensitz.

Der Maul zieht weiter.

Stark rauscht es in der Tiefe. Neben der Kufe ist der Schneegrund abgeschnitten. Schwarz versinkt er in die Nacht. Knapp am Zügel führt der Bursch sein Tier.

Schneller läuft dann der Schlitten. Felsen drängen sich eng an den Weg.

Niederwärts rennt der Maul.

Und jetzt wieder Häuser, schlafende Häuser zur Linken, eine lange Reihe, eine helle Mauer — „Da sind wir!“ —

Die lahmen Glieder gerührt, durch hüfthohen Schnee hinauf zur Tür, den Flockenpelz abgeschüttelt.

Über hölzernen Boden poltern die Schuhe, hinein in eine grabesfinstre, grabeskalte Stube. —

Mein besorgter Bruder entbrennt Licht, holt Wasser irgendwo draussen, geht hin, mir ein Bett zu bereiten. Puh — ein Nest voll Mäuse ist drin. — Er heizt den Ofen. Das Feuer knallt. Rauch quillt aus unzähligen Fugen, die Glieder schlottern.

Geht nicht langsam die Tür auf! — Es humpelt herein, setzt sich her, ganz dicht mit starren Knochengliedern, stiert

aus alten Augen, kichernd: „Hähä! wir Lötscher denken halt: Heim ist Heim, und wenn's unter der Höllplatten möcht sein! — Aber für Euch passt es etwa besser, zu sagen: Adie Welt! ich gehe nach Lötschen!“ — er lacht und schlurft hinaus, einen Stock nachschleifend. —

So lebten wir denn von da an abgeschieden von der Welt der Städte: ringsum die wilde Schönheit des Tales mit seinen himmelanstrebenden Bergen, seinen höhenfrohen Alpen, seinen wunderreichen Wäldern, den jauchzenden Bächen und donnernden Lawinen, den schroffen Felsabstürzen, dem feierlichen Weiss des Schnees und der flüchtigen Pracht der Blütenmatten; wir waren hineingebannt in eines der eigenartigsten Dörfer, die sich arbeitdurchpulst und heimlicher Geschichten voll um die Gotteshäuser scharen, worin, weihrauchdurchduftet, uralte Gesänge um uralte Geheimnisse weben. Starkes und buntes Mittelalter hatte uns umfangen.

Die Jahre vergingen im steten Beobachten, stetem Erforschen, Durchforschen und Darstellen dieser kleinen und doch so reichen Sonderwelt.

O der Freude, ein Bild von ihr zu schaffen, sie wiederzuschaffen im Kleinen! Diese Freude erwachte immer und immer wieder. Sie war es, die uns ausharren liess in der Arbeit, als Schwierigkeit um Schwierigkeit sich gegen sie erhob, als Hindernis um Hindernis sich vor uns aufbäumte, Hemmnisse äusserer und innerer Art. Stärker war die Freude als alles.

Zu einem Bilde des Menschendaseins vor allem sollte das Buch werden.

Es gibt in unserem Schweizerland viele herrliche Bergtäler. Da und dort prangen die Berge sogar gewaltiger, grossartiger als im kleinen Lötschental. Aber fast überall haben die Menschen, oft seit langen Jahren schon, den Hauch der Städte eingeatmet. Der Lötscher Leben wächst bis jetzt noch im Leben des Tales; noch sind die Daseinsformen Kinder des Tales, Brüder der Föhren und der Lärchbäume, knorrig-zart wie sie und ebenso ernstfroh; noch grünen sie wie vor Jahrhunderten. Aber wie lange noch?

Wenn wir lang zu Staub geworden sind, schimmern die

Berge noch wie heute; die Pflanzen, die uns jetzt mit ihrem Blüten- und Blattwerk entzücken, prangen nach Jahren noch; auch die meisten Tiere werden noch lange unverändert erhalten bleiben. Doch die Gedanken der Menschen und die Formen ihres Daseins sind flüchtig wie Wasser — in unsern Tagen flüchtiger als jemals.

Mächtig rauscht die neue Zeit heran. In Goppenstein sausen die Weltzüge vorbei. Eine Strasse wird abgesteckt, die vielleicht in wenig Jahren breit hineinführen wird ins Tal. Bereits schwärmen im Sommer Scharen von Fremden her und hin. Der weiten Welt steht das Tal jetzt offen, für die es bisher schlief, geborgen hinter Riesenwällen. Fast ebenso wendend ist unsere Zeit, als jene war, ungezählte Jahrhunderte zurück, da der erste Mensch, spähenden Auges, in allen Nerven fluchtbereit, hereinschlich ins wilde Tal.

Schon einige Jahre haben begonnen, das alte Leben umzuformen: ein Telephon stelzt dünnbeinig durch den Talgrund. Elektrische Lampen brennen, neue Geräte wandern in die Häuser. „Fabrikentuch“ verdrängt die selbstgewobenen Stoffe. In jedem Dorfe ist ein Kramladen eingerichtet worden, von den Einheimischen, nicht von Fremden. Gasthäuser stehen fremdartig in den schindelgedeckten Dörfern oder zwischen Lärchbäumen. In die Sprache schleichen sich langsam fremde Wörter ein, und die Jungen kichern über manchen alten kraftvollen Ausdruck. In den Köpfen regen sich neue Gedanken, Gedanken über die Welt jenseits der Berge, über die menschenwimmelnden Städte, — über die Fremden, die just dann müssig umherschlendern können, wenn Feld und Flur nach Arbeitern schmachten, — die seltsame Gewänder tragen, — fremde Worte im Munde führen, und im Herzen vielleicht einen andern Glauben. Die jungen Leute lernen im Militärdienste neue Gegenden kennen und fremde Gebräuche.

Von Jahr zu Jahr gibt es mehr Lötscher. Doch das Land, von dem sie sich alle ernähren, vergrössert sich nicht, im Gegenteil. An vielen Orten dehnt sich heute wüster Schutt aus, wo noch vor kurzem die Sense aufblitzte. Das Einkommen will bei manchem für die alten Bedürfnisse nicht

mehr ausreichen; wie wird es erst neue Wünsche sättigen können, die schon da und dort die jungen Schnäbel aufsperren? Und zusehends vergrössern sich, durch den Krieg, die Unterschiede im Besitzstand der Einzelnen.

Die alte Zeit strömt eilends dem Meere der Vergangenheit zu, und mit ihr viel Frische, Farbenglanz und frohe Lauterkeit.

Wir wollten das alte Lötschen wenigstens im Bilde festhalten, damit die Menschen vor diesem Bilde doch einen Schimmer der Freude empfänden, die uns so oft vor der Wirklichkeit durchbebte. —

Es ist mir unmöglich, an dieser Stelle die hundert und hundert Gedanken und Überlegungen aufzuzählen, die bei der Aufnahme des reichen Stoffes, bei der Auswahl und der Darstellung notwendig waren, oder auf die Technik der Arbeit näher einzugehen. Wie schwierig, mühsam oft und zeitraubend solche Arbeit ist, weiss wohl nur, wer sich schon auf ähnlichem Gebiet versucht hat. Nur zwei, drei Dinge zur Erklärung: Wir haben den Namen „Lötschen“ als Titel unseres Buches gewählt, weil er, verschieden von „Lötschtal“, ein Kulturbegriff vor allem ist, nicht eine bloss erdkundliche Bezeichnung. Die „Talschaft Lötschen“ war Jahrhunderte hindurch ein politischer Verband, der, alle jetzigen „Gemeinden“ in sich schliessend, seine Sonderverfassung besass. „Lötschtal“ bedeutet das Tal allein, mit seinen Bodenformen, Klima, Pflanzenwelt u. dgl. „Lötschen“ ist die Welt der Menschen, die sich innerhalb dem Tal und aus ihm heraus entwickelt hat.

Das „Lötschtal“ habe ich aus vorhin besprochenen Gründen verhältnismässig kurz behandelt. Als Grundlage, aus der das Menschenleben emporwächst, wollte ich es darstellen. Dazu kommt, dass es nur sehr wenige wissenschaftliche Untersuchungen gibt, auf die sich eine Darstellung des Tales stützen könnte; Messungen des Langen-Gletschers, durch den Förster des Tales ausgeführt, seit 1902 Messungen der Niederschläge in Kippel, lange Jahre besorgt durch den dortigen Prior, Herr Pfarrer Werlen, und dessen botanische Untersuchungen, die er leider nicht veröffentlicht, sondern nur in einer Pflanzensammlung niedergelegt hat, die sich heute im

Priesterseminar in Brig befindet. Die Vögel hat der treffliche schweizerische Ornithologe Herr A. Hess, leider nur auf kurzen Besuchen, beobachtet. Am gründlichsten wurden die geologischen Verhältnisse durchforscht. Die meiste Arbeit auf diesem Gebiete hat der Berner Edmund von Fellenberg geleistet. Viele Jahre hindurch hat er das Tal jeden Sommer besucht und nach allen Seiten hin durchforscht. Die Lötscher gedenken seiner noch jetzt voll Verehrung und Liebe. — Über so unzählige wichtige Dinge und Erscheinungen gibt es bloss einige Einzelbeobachtungen von Talbewohnern, die nur von Mund zu Mund gehen. Es fehlen z. B. die chemischen Untersuchungen der Luft, des Wassers, der Erde, oder die regelmässigen Messungen des Luftdruckes, der Temperatur, oder ausführliche und zugängliche botanische und zoologische Untersuchungen.

Ich bemühte mich, das ganze Tal mit seinen Formen, seinem Aufbau und seinem Leben als Einheit darzustellen.

Meine Hauptaufmerksamkeit, dieses erste einleitende Kapitel ausgenommen, war auf die Menschen gerichtet, auf ihr Denken, auf ihre Geistesart. Sie wollte ich aus dem ganzen Bilde herausleuchten lassen.

Darum habe ich ihre Melodien aufgeschrieben — nach dem Gehör, mit Ausschluss der Weisen, die in den letzten Jahren aus der Fremde eingeführt worden sind (z. B. durch die Schule oder durch Besuche ausser Tal, oder durch Fremde); auch einige Kirchenweisen, — nicht nur weil sie schön, und uns Nichtkatholiken fremd sind, sondern weil sie den Lötschern vom ersten bis zum letzten Lebenstag immer und immer in den Ohren klingen; — ich habe auch die Gedichte aufgeschrieben, woran sie sich erfreuen, — solche, die ich in alten Liederheften von Hand geschrieben fand, oder die im Gedächtnis besonders der alten Leute leben, oder die sie in Mussestunden aus alten Büchern in sich aufnehmen; besonders wichtig waren mir all die Geschichtlein, Sagen und Reden, worin das Wesen der Lötscher so reich und mannigfaltig, so gegensatzstark emporblüht. —

Von manchem Geschehnis gibt es verschiedene voneinander mehr oder weniger abweichende Erzählungen; wenn

die Abweichungen klein waren, habe ich jeweilen bloss eine Erzählung wiedergegeben, — die mir die wertvollste war; das Buch ist auch so noch fast zu gross geworden. — Nebenbei möchte ich bemerken, dass sich doch niemand etwa die Mühe nehme, nachzuforschen, welche Person diese oder jene Begebenheit erzählt oder erlebt hat. Wenn es sich nicht um geschichtlich bedeutsame Menschen handelt, sind die Namen vollkommen gleichgültig; nur zur Belebung habe ich in solchen Fällen überhaupt Namen gebraucht, um das eintönige „ein Mann“, „eine Frau“ oder dergleichen zu vermeiden; ich habe dann irgend einen der gebräuchlichsten Namen hingesetzt, wie Josab oder Maria oder Anna oder Fridolin, wie er mir gerade passte. Es handelt sich ja nicht um die einzelnen Personen, sondern um die Art des Denkens, um den Geisteszug, der sich in solchen, an und für sich manchmal ganz gleichgültigen Geschichtlein offenbart.

Ausschliesslich habe ich mich auf die Sagen und Geschichtlein beschränkt, die ich von Lötschern und mit eigenen Ohren hörte. Denn oft war mir die Art des Erzählens ebenso wichtig wie der Inhalt. Ich bemühte mich, sie so genau wiederzugeben als es in schriftdeutscher Übertragung nur möglich ist — durch lauter Mundarterzählungen wäre das Buch allzu sehr beschwert worden.

In allem machte ich mir zum Gesetz, das darzustellen, was ich mit eigenen Augen gesehen, oder mit eigenen Ohren gehört, kurz, mit eigenen Sinnen in mich aufgenommen hatte. Auch sollten Vergleiche, Urteile und Vermutungen so wenig als irgendwie möglich das Bild des frischen Lebens verdunkeln.

Zur Geschichte des Tales habe ich eine ganze Reihe bis jetzt ungedruckter Urkunden benutzt. Einige werden mit dem angstvollsten Misstrauen gehütet. Möchten sie doch vor Mäusen und Würmern, vor Staub und Kinderhänden ebenso sorglich gehütet werden wie vor dem forschenden Blick! Eine Menge von Handschriften, Bildern und Geräten ist schon verdorben, vernichtet oder verschleppt worden. Niemand wird sie jemals ersetzen können.

Älplerinnentracht.

„Die Älplerinnentracht mit ihrem kraftvollen Frohmut, mit ihrem Schwarz-weiss-rot wird durch den sommerlichen Walliserhut aufs reizendste gekrönt. Allerliebst ist das Hütchen: zwischen dem Einfassbändchen und dem Samtband des Kopfes glänzt das gelbe Stroh des Geflechtes, und ein rotes Schleifchen, ein bunter Stecknadelkopf, ein paar Federchen oder einige natürliche Blümchen leuchten aus dem tiefen Schwarz des Samtes.“

«Die schönen alten Gebräuche verschwinden gewöhnlich ja, wenn man sie als unvorteilhaft erkannt hat.

Um eins ist es besonders schade — um das feierlichste Kleid der Lötscherinnen — um das «weisse Kleid».

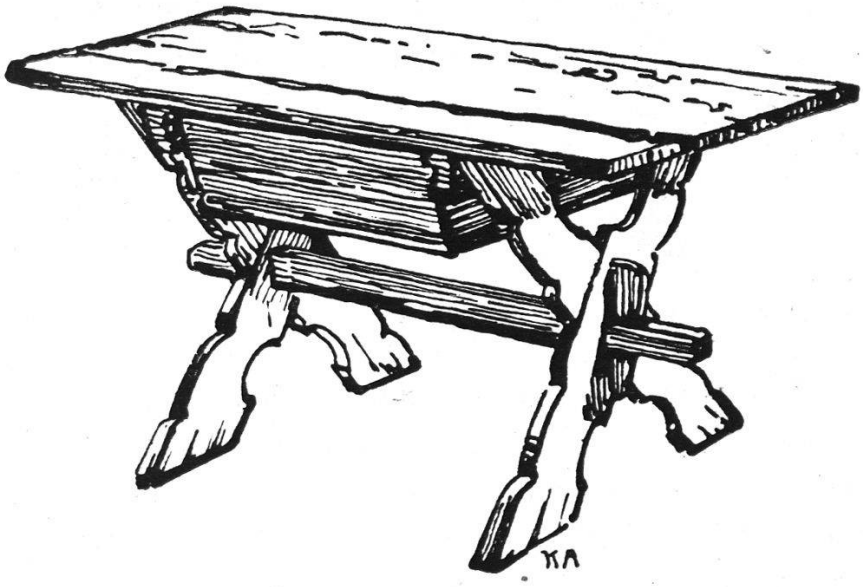
Vor 3 Jahren trugen es noch alle.

Die Mitglieder der Bruderschaft des Altarsakramentes trugen das Kleid — wenn einer von den Ihrigen gestorben war, an den Festen und Feiertagen der Bruderschaft — und als Leichen im Grabe, die Frauen und die Männer. Jetzt heften sie als Abzeichen an einem weissen Band eine Medaille auf die Brust oder tragen sie am Bande um den Hals. Nur der Frauen weisser Kopfschleier hat sich noch erhalten.»

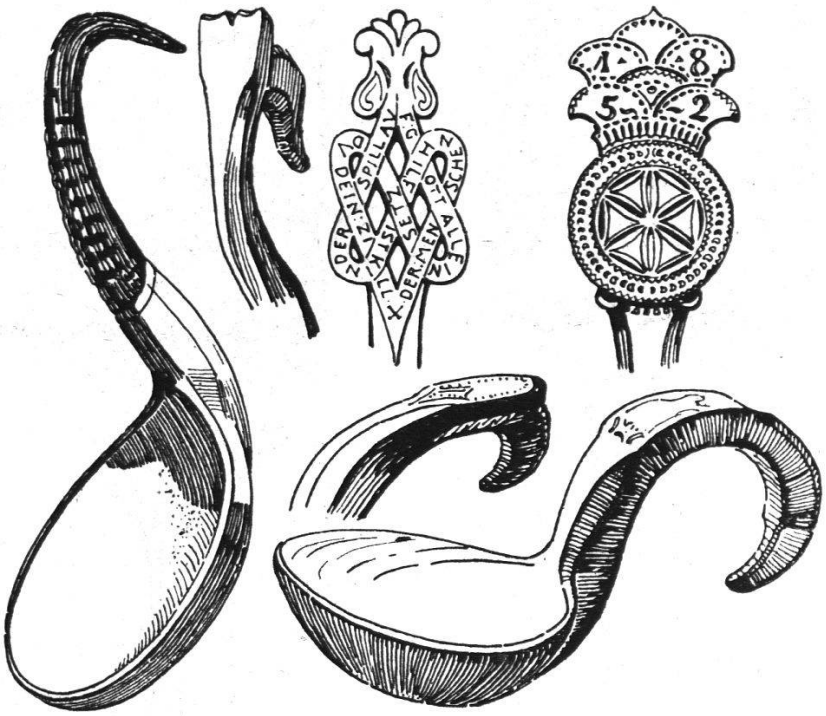
Das Männergewand.

„Das eigenartigste war bishin ebenfalls das „weisse Kleid“. Das eigentliche Gewand bauschte sich, wie das der Frauen, als ein weites weisses mit einem weissen Riemen gegürtetes Hemd um den Körper. Die Männer pflegten es oft vorn heraufzuschlagen und in den Gürtel zu stecken. Das Gesicht schaute dunkel aus einer weissen Kappe, die, je nachdem man sie faltete, einer flügligen Haube glich oder einer zipfligen Kapuze oder einem hohen Turban.“

Ofenschmuck.



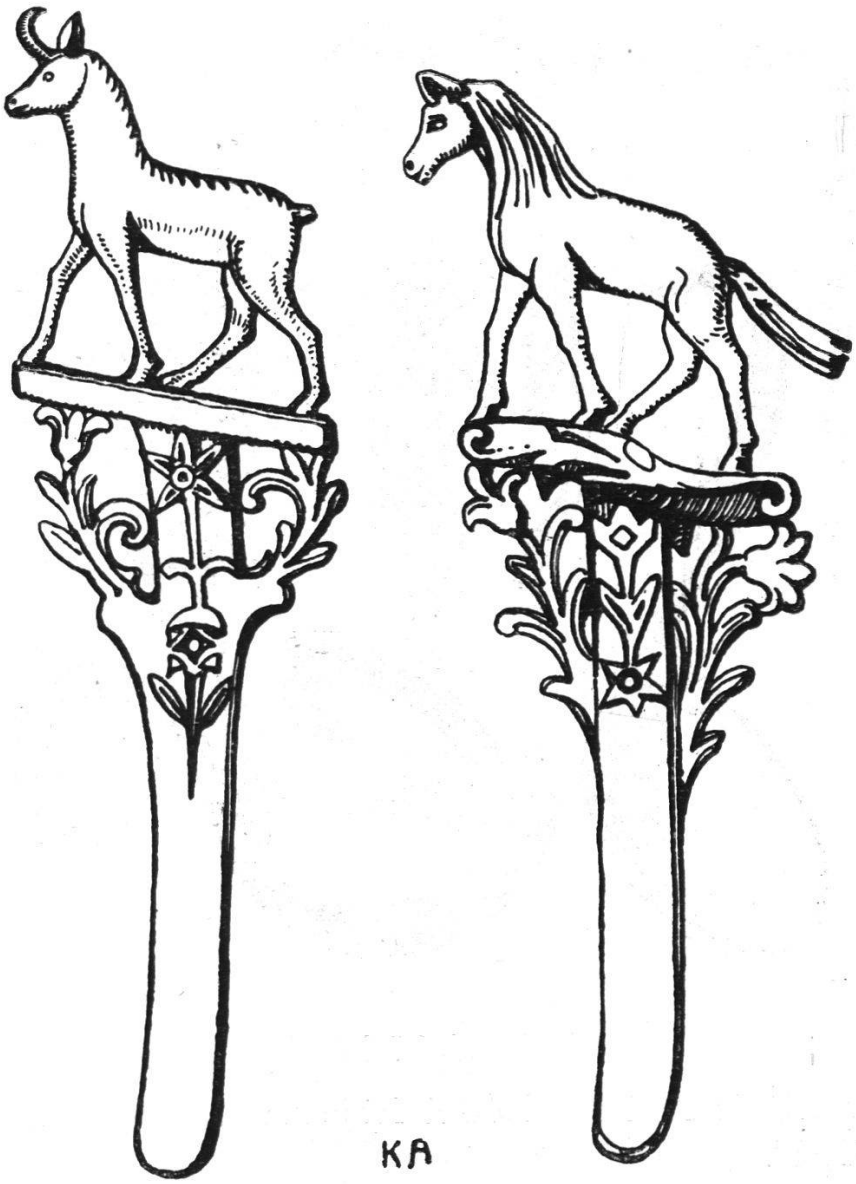
Tisch ohne Nägel hergestellt.



Milchlöffel.

„Aus Holz sind alle Löffel früherer Zeit, Schuhlöffel und „Suiflöffel“.

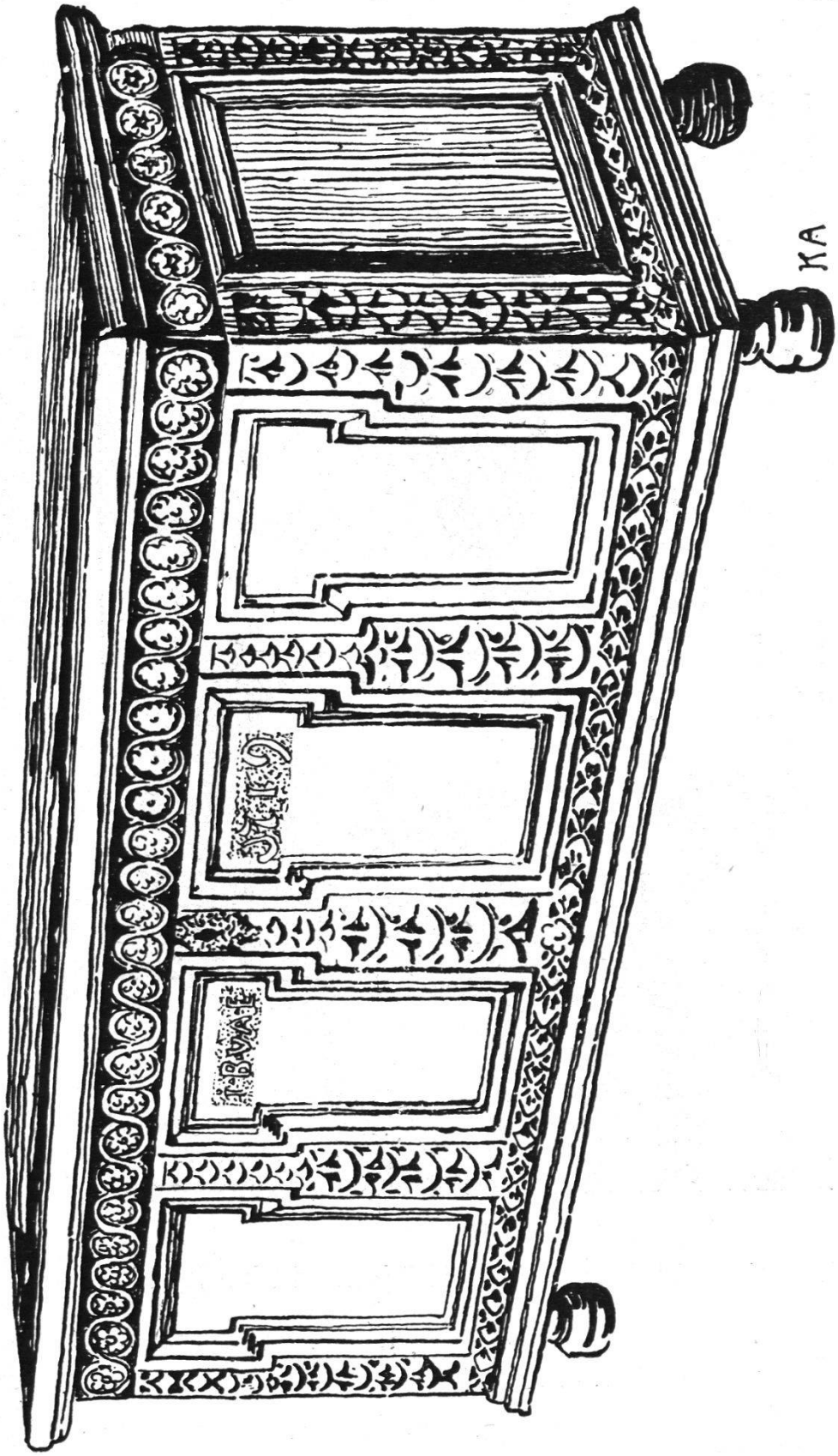
Mit grosser Kunst sind oftmals die Stiele der Suiflöffel geschnitzt, soweit sie nicht etwa aus einem Gemshorn gebildet sind.“



Chuichelresser.

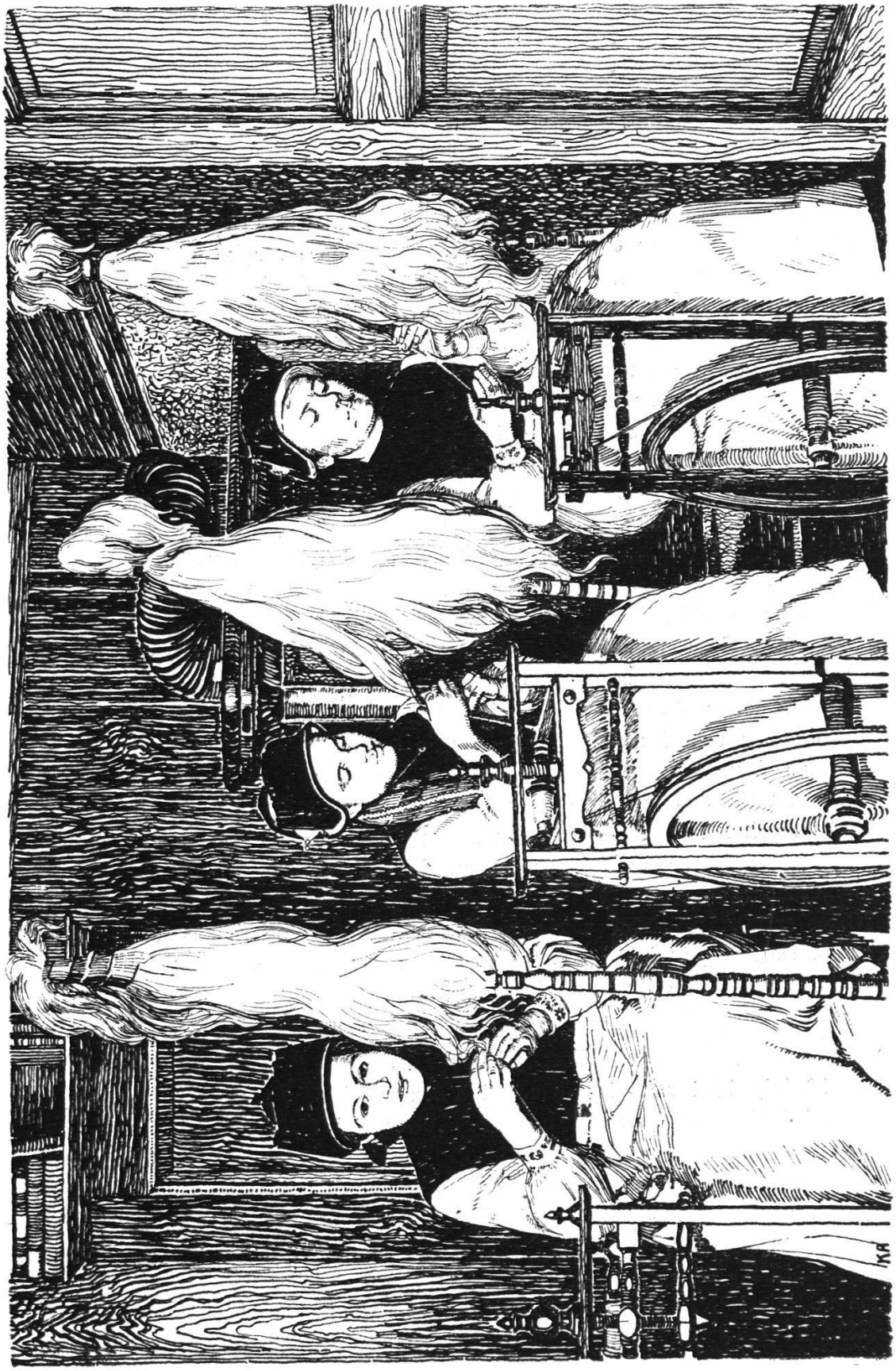
„Mit der grössten Sorgfalt sind die „Chuichelresser“ hergestellt, hölzerne Pfeile, die zusammen mit einem Lederriemen die Wolle am Kunkelstabe festhalten.

Der Griff ist ein Pferdchen, oder eine Gemse mit zarten Hörnchen und einem zierlich gedrehten Hals, oder ein Hahn, oder ein Hühnchen; das Tier erhebt sich auf einem kleinen Untersatze, zu dem hinauf sich vom Pfeile aus Zweige mit Knospen und Blüten ranken.“



Geschnitzte Truhe.

Votivbild aus der Kühmattkapelle.



Spinnerinnen.